

Materie zerlegt und zu neuen Verbindungen zusammenführt. Diese Wirkung üben die Worte des Konfuzius aus.

Dies Agens muß instinktsicher dem Seelengrunde eines Volkes entsprechen, nur dann wirkt es, nur dann wandelt sich die Nation. Ja, dies Agens muß selber aus dem unbewußten Seelengrunde der Nation im großen Manne auftauchen, nur dann wirkt es zündend und ist der Nation sofort evident und verständlich. Wäre es nur ein intellektueller Satz, ein Syllogismus, statt einer Idee, eines Sinnbildes, so bliebe es wie der reine Intellekt im leeren Raume wirkungslos und vermöchte keine Wurzeln in der Wirklichkeit zu schlagen.

Wenn wir also den Konfuzianismus und zunächst Konfuzius selber würdigen wollen, dann müssen wir die tragende archaische Seelenschicht, aus der heraus er zu uns spricht, anerkennen. Sein Intellektualismus ist nur ein Überbau. Diese tragende Seelenschicht mit ihrem kosmisch-universalistischen Zusammenhang steht im Grunde bei Konfuzius undiskutiert da und mit ihr die eigentümliche Erbmasse an typisch chinesischer Kultur. Aus ihr heraus hat er gesprochen und darum, so glauben wir, über die Jahrtausende gewirkt. Darum dürfen wir mit den modernen Chinesen wohl sagen:

„Die Zeit gestaltet den Heros,
Der Heros gestaltet die Zeit.“

CHINA IN DER DEUTSCHEN DICHTUNG DES MITTELALTERS UND DER RENAISSANCE

VON ED. HORST VON TSCHARNER

Der Germane des Tacitus wußte nichts von China^a. Nach Osten zu ging sein Gebiet und seine Erfahrung allmählich in die Weite endloser Steppen und ihrer bunten Schar von Reitervölkern über, nach Norden zu eröffnete sich die unbestimmte Weite des Meeres, nur nach Westen und Süden hatte er feste und nahe Grenzen, bis er aufstand und durchbrach, die römische Weltmacht besiegte und — sich zum Teil von der römischen Weltkultur besiegen ließ. Aber selbst römische Macht und Kultur umfaßten nicht die Welt, die wir heute kennen, und das kärgliche römische Wissen um China blieb dem Germanen noch lange verschlossen. Er mußte sich erst einer traditionsreichen Lebensauffassung anpassen und — dem Christentum, das ihm sein Sieg über Rom auch auflegte. Je weiter er war von Rom, desto mehr brauchte er Zeit zu dieser Anpassung. Und im germanischen Urland vollbrachte erst die Herrschaft Karls des Großen die endgültige Wandlung des heidnischen Germanen zum christlichen Deutschen des Mittelalters.

Karl der Große gab Beispiel und Anstoß zur geistigen Regeamkeit, die an seinem Hof und in den Klöstern ganz Deutschlands einsetzte. Diese karolingische Renaissance verband die ernsthafte Pflege der Theologie und christ-

^a Die neuzeitlichen Ausgrabungen von Kaurimuscheln (Cypraea) u. a. in Nordeuropa lassen wohl auf eine „prähistorische Völkerverbindung zwischen den Gestaden der Ostsee und des indischen Oceans“, mit Wahrscheinlichkeit aber nur in der Art eines wechselreichen Zwischenhandels schließen; die Unwahrscheinlichkeit frühgermanischen Wissens um China widerlegen diese Funde nicht. Vgl. G. Jacob, Einfluß des Morgenlandes, 2 ff. und Ostasiens Kultureinfluß, in Sinica VI, 147.

licher Bildung mit dem Studium römischen Schrifttums. Darunter befanden sich auch erd- und völkerkundliche Werke.^a Aber es war das Schicksal aller Wissenschaft im Mittelalter^b, daß nur diejenigen ihrer Ansichten galten, die dem christlichen Dogma, den Ansichten der Bibel und der Kirche nicht widersprachen. So bieten auch die christlichen Kosmographien, die nun nach dem Vorgang des frühreiferen Südens: Orosius, Isidorus, und des rührigeren England: Beda, in Deutschland: Hrabanus Maurus, entstanden, ein eigenartiges Gemisch von Wissen und Glauben, von Wahrheit und Irrtum und Fabelei antiker und biblischer Herkunft. Die Bibel und ihre apokryphischen Weiterbildungen brauchten nun den asiatischen Osten für den Judenwall, der sich bald mit der Alexanderpforte vereinigte, und die antichristlichen Völker Gog und Magog und, jenseits eines Meergürtels, der die Erdscheibe umfloß, für das verlorene irdische Paradies. Da hatten die Kosmographen in ihren Beschreibungen sowohl als auf ihren Radkarten, die Jerusalem als Mittelpunkt, den „Nabel“ der Welt darstellten, einige Mühe, den Seres der Alten einen einwandfreien Platz anzuweisen. Die Seres erzeugten und lieferten den Alten die Seide; was diese sonst noch, in phantastischer und tendenziöser Übertreibung von ihnen berichteten, über ihre Ehrlichkeit, ihren Gerechtigkeitsinn und ihre Friedensliebe^c, scheint sich mit der Vorstellung eines heidnischen Volkes nicht mehr vereint zu haben und wurde dem Vergessen preisgegeben.

So blieb nur der Volksname Seres in der Sprache und im Denken des gelehrten Mittelalters haften, verknüpft mit *serica*, der lateinischen Bezeichnung der so geschätzten Seide. Das altdeutsche Wort *sīde*^d läßt sich aber nicht von *serica* ableiten, und wir dürfen annehmen, daß der deutsche Laie des frühen Mittelalters ebensowenig von den Chinesen wußte wie sein germanischer Ur-ahne. Die erste Erwähnung der Chinesen in deutscher Sprache, die uns das Mittelalter hinterlassen hat, setzt beim Leser oder Hörer noch keine Kenntnis des Seidenvolkes voraus. Diese Erwähnung findet sich im Boethius-Kommentar Notkers des Deutschen und lautet:

Noh tīe scōnen sīdā dero serum fareuuen mit tīriskemo souue. Seres sizzent hina verro
 östert in eben India, die stroufent aba iro boumen eina wolla, dīa wir heizēn sīdā, dīa
 spinnet man ze garne, daz karn fareuuet man misselicho, unde machōt tarūz fellōla.^e

Die Irrtümer, die diese Erklärung aufweist, die Verquickung mit der Baumwolle, gehen auf frühere mittelalterliche und klassische Schriften, wie die lateinischen Boethiuskommentatoren und Plinius, zurück und zeigen auch, wie

^a Chinakunde der Griechen und Römer: vgl. Paulys Real-Encycl., Artikel Seres, Serica und Sinai (die seltenere Bezeichnung Sinai scheint sich im Mittelalter verloren zu haben); Cordier, *Bibl. Sin.* 1919ff.; Yule, *Cathay*.

^b *Geographie des Mittelalters*: vgl. Kende, *Handbuch*, 12ff.; Kretschmer, *Gesch. d. Geographie* (Slg. Göschen) 31ff.

^c Antike Idealisierung der Seres: vgl. auch Trüdinger, bes. sein Kapitel „Völkeridealisation“.

^d *sīde*: vgl. Kluge, *Etymolog. Wb.*

^e Notker: *Ausg. v. Piper I*, 97, 4ff. (96, 23ff.); zu den lateinischen Quellen dieser Stelle vgl. H. Naumann, *N's Boethius*. — Hinweis in Grimms *Wb.* unter „Seide“. Übersetzung des Notkerzitats: [Die frühere Zeit . . . hatte nicht gelernt, den Wein mit Honigseim zu mischen] noch die schöne Seide der Seres mit tyrischem Saft zu färben. Die Seres wohnen fern von hier nach Osten in der Ebene Indien, sie streifen von ihren Bäumen eine Art Wolle, die wir Seide nennen, herunter, diese spinnt man zu Garn, das Garn färbt man verschiedentlich und macht daraus Seidenstoffe.

sehr sich das mittelalterliche Wissen auf das Schrifttum und wie wenig auf neue Erfahrungen stützte; daß schon unter Justinian, im 6. Jahrhundert, die Kultur der Seidenraupe in Europa aufkam, hatte das Wissen um die Jahrtausendwende noch nicht beeinflußt.^a

Zwei Jahrhunderte waren verflossen seit der karolingischen Renaissance, ehe sich die deutsche Sprache in Notker dieses weltkundlich durchwobenen Boethiuswerkes bemächtigte. Inzwischen hatte die deutsche Sprache religiöses Empfinden und Denken bereits in größeren Dichtungen ausgedrückt und eine neue lateinische Literaturwelle alle denkbaren dichterischen Stoffe und Gattungen verbreitet. Wir müssen aber noch einmal zwei Jahrhunderte überschlagen und erst die Kreuzzüge auf den europäischen Geist wirken lassen, bis wir ein deutsches Buch finden, das sich in weiterem Umfang weltkundlicher Dinge annimmt. Dies ist der *Lucidarius*^b, der in Übersetzung das „*Elucidarium*“ und die „*Imago mundi*“ des Honorius Augustodunensis ineinander verarbeitete. Als erstes deutsches Volksbuch, als eine Art Laienkatechismus sowohl geistlichen als auch weltlichen Wissens, der 1190 im Auftrage Heinrichs des Löwen entstand, hat der *Lucidarius* eine ungeheure Ausbreitung erlebt und ist unter verschiedenen Namen und in öfteren Überarbeitungen bis 1806 zweiundachtzigmal gedruckt worden. Der *Lucidarius* bot in extracto das hauptsächlichste erdkundliche Wissen seiner Zeit — echtes Wissen und noch mehr Aberglaube und Fabeln. In oft wirrer Verknüpfung, wie gerade seine Stelle über die Seres zeigt. Unter der Überschrift „Von dem Lande Syria“ erwähnt und beschreibt er kurz die Länder „Palestina“ und „Egiptus“, worauf er fortfährt:

an daz selbe land stozet ein berc heizet Caucasus, der reichert anderhalp an daz Rote mer. uf den berge sint wip heizent Amasones, die vehtint alse die rittere. da bi ist ein burc heizet Serez. da findet man die aller beste side. da bi ist ein walt heizet Irhana. da inne sint ovegele, die schinent nahtez als daz für.

Nicht viel mehr und nicht viel besser berichtet über die Seres ein halbes Jahrhundert später Rudolf von Ems in seiner *Weltchronik*^c, die sich ebenfalls großer und langer Beliebtheit erfreute und als Prosa-Auflösung in die späteren *Historienbibeln*^d überging. Die erd- und völkercundlichen Auslassungen, die in dieser gereimten biblischen Geschichte an den Turmbau von Babel und die Teilung der Welt unter die Nachkommenschaft der drei Söhne Noahs anknüpfen, hatte Rudolf ebenfalls aus Honorius' *Imago mundi* geschöpft, so daß sich bei ihm ein ähnliches geographisches Bild ergibt wie im

^a Einführung der Seidenkultur in Europa: Yule, *Cathay* XLVI.

^b *Lucidarius*: Ausg. v. Heidlauf, 15, 5ff.; Quellen: Heidlauf, *Diss.*, 40ff., und Doberentz, *ZfdPh.* 12, 387ff. (Text der Seres-Stelle bei Honorius: 397); Verbreitung und Wandlungen: K. Schorbach, *Diss.*, und Heidlauf, *Diss.* — Schorbach zählt 42 Hss. auf, Heidlauf fügt 14 weitere hinzu. — Den Hinweis auf die Seres im *Lucidarius* sowie in den meisten der unten behandelten Dichtungen verdanke ich einer mündlichen Mitteilung Samuel Singers.

^c *Rudolfs Weltchronik*: den geographischen Abschnitt hat Doberentz, *ZfdPh.* 12 und 13 veröffentlicht und behandelt; ich zitiere die Stelle nach diesem, *ZfdPh.* 13, 184 (V. 742ff.) und nicht nach der neueren Ausgabe v. Ehrismann (V. 2045ff.), weil Doberentz' Interpunktion eine sachlich richtigere Annäherung an die Vorlage ermöglicht, während die Seres bei Ehrismann selbst zu einem „Volk der Scythen“ werden.

^d *Historienbibeln*: Ausg. v. Merzdorf. — Die Seres-Stelle zeigt sich hier in weiterer Entartung: „Ich bin ouch unterwysset durch die ganze worheit von Magsageten und Seres das sy zem ersten begunden machen siden und was von siden erkant ist“. (620).

Lucidarius. Aber Rudolfs Text ist reicher. Anschließend an die Amazonen, „die frechen Weiber“, sagt er:

mit hôhen vesten alben
 beslozzzen sint die stolzen
 Sarmâten unde Coltzen,
 Massagêten, unde Sêres —
 von den ich bin bewîset des,
 daz sie ze êrst mit wîsheit
 begunden machen sîdenkleit
 und swaz von sîden ist erkannt —
 der lant stôzt an disiu lant;
 dar an stôzet Bactriâ
 daz lant, und Hircaniâ.

Rudolf folgt genauer seiner Vorlage als der Lucidarius, der sich — oder seinem ungebildeten Laienpublikum — die Hälfte der geographischen Namen erspart. Aber die etymologische Beziehung von Land und Volk und Seide, die die gemeinsame Quelle gerade so deutlich hervorhebt: „Seres est oppidum orientis, quo Serica regio et vestis et gens est dicta“, konnten die deutschen Bearbeiter nicht verwerten.

Schon der Lucidarius, ja Honorius' Werk zeugt für den neuen Geist, der unter der ungeheuren Wirkung der Kreuzzüge entstand und sich in der Gotik und Scholastik offenbarte, um wieviel mehr Rudolfs von Ems Weltchronik. Wohl wurzelten diese Werke, unmittelbar oder mittelbar, in der Überlieferung klösterlicher Gelehrsamkeit. Aber wenn Honorius wieder mit vollen Händen aus solchen fabulierenden römischen Wissenschaftlern wie Solinus schöpfte, die frühere christliche Kosmographen nur mit Zurückhaltung benutzten, so handelte er schon im werdenden Geiste seiner Zeit. Die Kreuzzüge^a hatten die morgenländische Wunderwelt neu erschlossen: da stand der mittelalterliche Mensch gebannt, staunend, schwelgend in den Schilderungen der fabelhaften Fülle und Pracht. An Wunder zu glauben hatte ihn ja auch das Christentum gelehrt, und der Zauber des Morgenlandes bestrickte ihn schon hin und wieder in der Bibel, besonders in der Geschichte und den Legenden von den drei weisen Königen. Und wenn nun der Christ die heidnische Wunderwelt des Morgenlandes, wofür er schwärmte, wonach er sich sehnte, auch zu einem christlichen Ziel machte, als Gottesstreiter seine Kraft an ihr messen, für Gott sie bezwingen und gewinnen wollte, wenn er, Christ und Krieger zugleich, nun zum Ritter wurde, zum Idealmenschen mittelalterlicher Hochkultur und zum Helden einer neuen Dichtung, so blieb sein Geist doch befangen im Bann der morgenländischen Wunderwelt und entzauberte sie nicht.

Ritterlichkeit, höfische Sitte und Bildung vereinigten in ihrer Blütezeit mit dem neuen Geist noch den strengeren älteren, der jenen im Zügel hielt. Wie im Leben, so herrschten auch in den „klassischen“ Dichtungen des Mittelalters

^a Die Charakterisierung der Kreuzzugepoche stützt sich im allgemeinen auf die Darstellung von H. Schneider, Heldendichtung, und lehnt sich teilweise an Müller-Freienfels, Gotische Formgebung in Germ.-Rom. Monatss. VIII; Singer, Mittelalter und Renaissance; Günther Müller, Renaissance-Barock.

die Ideale der Staete, Zucht und Mäze und verbürgten hier die Ordnung in der Fülle, die Beherrschung in der wilden Phantasie. Aber in den wenigen Jahrzehnten vor und in den Jahrhunderten nach der Blütezeit der höfisch-kultivierten Oberschicht herrschte der neuere mittelalterliche Geist, den in Deutschland die Renaissance wohl erschütterte, änderte, weiter bereicherte, aber erst die Aufklärung wirklich überwand. Diesen neueren mittelalterlichen Geist bestimmte als innerstes Wesen seine transzendente Gebundenheit an christliche Lehre und biblische Weltanschauung, seine irrational gläubige und abergläubische, wenn auch praktisch asketische Freude an der chaotischen Fülle der Ding- und Geisteswelt, die sich im traumhaften Erlebnis des Morgenlandes so bereicherte und entfaltete und sich wiederum spiegelte in den bunten, gegensätzlichen, überspannten Schöpfungen der damaligen Kunst und Dichtung.

Wie sich aber das Rolandslied erst dreihundert Jahre nach dem geschichtlichen Ereignis zur Dichtung fügte — dafür jedoch gleich zur ersten Kreuzzugsdichtung —, so wurde das wirkliche Morgenland und, was die Kreuzfahrer dort wirklich vollbrachten und erlebten, nicht zum eigentlichen Gegenstand der neuen Dichtung, wenigstens nicht in Deutschland. Typisch mittelalterliche Dichtung ist mythisierend, und zur Mythisierung fehlte hier der Abstand. Dichter und Spielleute, diese rührigen Berufspoeten, borgten vom Morgenlande Farben und Bilder, um alte Geschichten neu und verlockend herauszuputzen. Zur Ausschmückung dienten auch die orientalischen Fabelwesen und Wundergeschichten der Antike, die ja schon Honorius für seine Weltkunde wiedergewonnen hatte. Überdies gelangten nun immer mehr morgenländische Erzählungen und Märchen, die schon seit Jahrhunderten durch das arabische Spanien gesickert waren, aus dem Morgenlande nach dem Abendland. Dies alles mit heimischer Geschichte und Heldensage zu verbinden, ist nirgends so wirksam gelungen wie im Spielmannsepos vom Herzog Ernst.

Von China brachten die Kreuzzüge keine Kunde. Jerusalem war das Ziel der streitbaren Wallfahrer, und viel weiter kamen sie nicht. Aber auch mittelbare neue Kunde von China scheint damals nicht nach Europa gedrungen zu sein, obschon die Araber^a seit dem 8. Jahrhundert einen regen Verkehr mit China pflegten und ihre aufblühende Erdkunde die neuen Berichte verwertete. Wie der Lucidarius und Rudolfs Weltchronik zehrte auch die eigentliche Dichtung vom spärlichen Rest antiker Überlieferung, was den fernen Osten betraf, und so hatte dieser nur einen ganz geringen Anteil an der morgenländischen Wunderwelt: der Name Seres mußte etwa die Kostbarkeit eines Seidenstoffes verbürgen oder einen geheimnisvoll funkelnden Stein in den Ketten barocker Namensaufreihungen abgeben. Aber auch solche Verwertungen der Seres in der Dichtung sind nur selten zu finden.

Der vielbelesene Wolfram von Eschenbach, der unter den deutschen Epikern des Mittelalters die größte barocke Fülle und Verschiedenartigkeit

[^a Arabische China-Kunde: Yule, Cathay, I, 83ff.

des Stoffs klassisch zu meistern und zu verinnerlichen wußte, ließ sich die Seres nicht entgehen^a. Spielerisch halbenstellte und halberfundene Namen verknüpfend, schreibt er im dreizehnten Buch des Parzival:

ein meister hiez Sârant,
nâch dem Sêres wart genannt:
der was von Trîande.

Trîant sollte aber eine Stadt in Indien bezeichnen, so daß Wolfram einen Inder zum Namensvetter Chinas wie auch, was ihm hier die Hauptsache war, des besonders geschätzten Seidenstoffes „saranthasmê“ machte. Im Willehalm tauft Wolfram einen der mächtigen und prächtigen Heidenkönige, die in der Schlacht zu Alitschanz von der Hand Vivians fallen, „von Sêres Eskelabôn“. Die Verbindung ist reine dichterische Willkür, bedeutet doch Eskelabôn den Slavonier. Fremdländisch wundersame Vorstellung, fremdländisch wundersame Melodie solcher Namen dienen der barocken Buntheit und Fülle, worin der Dichter schwelgt, wie z. B. hier:

und daz er sluoc Libilûn,
Arofels swester sun,
Eskelabôn und Galafre,
Rubîûn und Tampastê,
Glorîon und Morhant.

Wir hätten erwarten können, daß der mittelalterliche Romanstoff, der am weitesten in den asiatischen Osten führt, die Alexandersage, auch die Seres in Ehren aufnehmen würde. Die Alexandersage eroberte sich seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts, von Frankreich ausgehend, ganz Europa. Taten, Abenteuer und Gestalt dieses mythisch gewordenen Weltbeherrschers in christlich-ritterlicher Überprägung vereinigten alles, was den neueren mittelalterlichen Geist entzückte. Im großen und reichen Gewebe ihrer Dichtungen hatten aber die ersten und besseren deutschen Bearbeiter die Seres nicht verwertet. Erst ein Bearbeiter der nachhöfischen Verfallszeit, Ulrich von Eschenbach, der Nachahmer Wolframs, führte in seinem durch neue Fabeleien angeschwollenen Alexander^b, den er um 1290 beendete, die Seres auf. Einmal als Bewohner des Landes Baktrien, dessen Gastfreundschaft Alexander auf seinem Zuge zwanzig Tage lang genießt:

Sêres daz volc ist genant:
unmâzen guot ist ir lant.

Daß der Landeskönig gastfreundlich ist, Alexander mit einer Menge Kleinodien beschenkt und dieser den Landesgöttern opfert, zeigt aber keine chinesischen Eigentümlichkeiten, ja kaum morgenländische. Ein zweites Mal nennt Ulrich die Seres als eines der unzähligen Länder und Völker, womit Alexander auf seinem Sterbebette seine Heerführer belehnt:

^a Wolfram. Parzival: Ausg. v. Martin 629, 17 ff.; vgl. auch Martins Kommentar zu der Stelle. — Willehalm: Ausg. v. Lachmann 26, 25 und 46, 17 ff.; der Name Seres kommt hier noch vor: 341, 25 und 363, 10.

^b Ulrichs Alexander: Ausg. v. Toischer, V. 21727 f. und V. 27021 ff. — Eine Seres-Stelle enthält auch Seifrits Alexander (Dte. Texte d. Mitt. alt., 36, Berlin 1932, V. 5665 ff.).

Agênor und Taxilles
den sol dienen Sêres
und dâ zuo alle die lant,
die von Indô sîn benant,
biz an daz wazzer Idaspes.

So wußte auch der jüngste der hier behandelten deutschen Schreiber und Dichter, trotz Wolframscher Belesenheit, um 1290 nicht mehr von China als seine Vorgänger. —

Zu dieser Zeit, da der Böhme Ulrich von Eschenbach in weltfremdem Stübchen den sagenhaften Namen Seres aus dem Bücherstaub hervorholte, um ihm ein bescheidenes Plätzchen in seiner Alexanderdichtung anzuweisen, durchstreifte der Venezianer Marco Polo^a das Land Katai^b und machte sich Aufzeichnungen über das, was er sah und erkundete. Aus diesen Aufzeichnungen, unterstützt von unaufgezeichneten Erinnerungen, diktierte er 1298, drei Jahre nach seiner Heimkehr, im Gefängnis zu Genua dem Pisaner Rusticiano sein Reisebuch, das den abendländischen Geist ähnlich erschüttern sollte wie später die Entdeckungen des Kolumbus oder des Kopernikus: da lag ein Bericht vor von Ländern und Völkern und Kulturen, die die fernen, bisher nur mit solchen nackten und sagenhaften Namen besetzten Gegenden Asiens füllen wollten, von so ungeheuren Ländern und Völkern und so hohen Kulturen, daß sie, wenn sie wirklich da waren, das bisherige geographische und geistige Weltbild sprengen mußten. Und das Ungeheuerste an Marco Polos Reisebuch war, daß er tatsächlich Anspruch auf Wirklichkeit erhob für das, was er berichtete und schilderte. So fand er erst unter den kirchlich gebundenen Wissenschaftlern nur wenig Gehör — und noch weniger bei den Laien, denen er durch seine sachliche Betrachtungs- und Schreibweise ihre Wunderwelt zu entzaubern drohte, wenn er ihnen auch eine neue, in vielem noch wunderbarere Wunderwelt bot, die aber keine „Wunderwelt“ mehr war, da er sie ja als wirklich ausgab und beteuerte, er habe das alles gesehen.

Marco Polo stand jedoch nicht allein da in seiner neuen Geistesart und mit seiner Tat. Unter den Italienern, die immer naturnäher waren als die Germanen, wimmelte es damals bereits von Persönlichkeiten, wie Jakob Burckhardt sagt^c. Persönlichkeiten aber waren die Menschen, die ihre geistige Gebundenheit durchbrachen und sich ihrer vernünftigen Menschlichkeit bewußt wurden. Renaissancemenschen, wie Marco Polo einer war. Diese erleuchteteren Geister Italiens, die erst mitgezweifelt hatten, begannen schon bald Marco Polos Bericht in ihrer Erd- und Völkerkunde zu verwerten. Oft mit Zugeständ-

^a Marco Polo: zu Marco Polo und zur Geschichte der Chinareisen seiner Zeit vgl. die Einleitung zu Yule (-Cordier's) M. P. Ausgabe; Yule, Cathay; Cordier, Bibl. Sin., 1964 ff.

^b In Asien lange übliche Bezeichnung Chinas nach der Herrschaft der Kidan-Tataren¹, bekannter unter dem Dynastie-Namen Liau² (937—1125).

^c Jakob Burckhardt: bei Singer, Mitt. u. Renaissance, 4f.

Marco Polos Wirkung auf die Geographie: vgl. auch die Erdkarten des 14. u. 15. Jhs. bei Kretschmer, Gesch. d. Geographie, 56f.

nissen an die Lehre der Kirche: so einzelne Erdkartenzeichner, die Jerusalem als den Mittelpunkt der Erde festhalten wollten und deshalb das neue geographische Bild des asiatischen Ostens verkürzten und zusammendrängten. Die italienische Kirche selbst war aber den Wirkungen des neuen Geistes nicht entgangen; von ihr — von einer neuen kirchlichen Realpolitik — gingen sogar die meisten Unternehmungen aus, die vor und um und nach Marco Polo den Osten Asiens erfahrungsmäßig erschließen sollten.

Zu den Bedingungen und Kräften, die im 13. und 14. Jahrhundert die Entdeckung Chinas herbeiführten, gehören nicht nur die Realpolitik der Kirche und ein kaufmännisch-renaissancehafter Unternehmungsgeist wie der der Poli, sondern auch noch die weltgeschichtlichen Vorgänge in den fernöstlichen Ländern selbst. Dort breitete sich seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts die Herrschaft der mongolischen Tatarenfürsten immer weiter aus. Als die unheimlichen Kriegsscharen 1241 an den Grenzen Deutschlands erschienen, hatte die tatarische Flut alle künstlichen Hindernisse vom Gelben Fluß bis zur Donau weggeschwemmt^a. Über diesen gebahnten Weg schickte 1245 Papst Innozenz IV. den italienischen Franziskaner Johannes von Plano Carpini als Führer einer Gesandtschaft an den Hof des Mongolenkâns, um durch Überredung und womöglich Bekehrung des Fürsten die Tatarengefahr von Europa abzuwenden, hatte man doch damals auch, wie es scheint, das Gefühl, daß die Heiden „sozusagen reif wären zur Bekehrung“. Überdies spukten in den Köpfen seit bald einem Jahrhundert die Gerüchte vom mächtigen nestorianischen Erzpriester Johannes^b und seinem Reich, und neuere Gerüchte verschmolzen diesen mit den mongolischen Welteroberern: ein kirchlich-realpolitischer Grund mehr, Fühlung zu nehmen. Die Gesandtschaftsreise Plano Carpinis verfehlte allerdings ihren Zweck, brachte aber wie diejenige des flämischen Franziskanermönchs Wilhelm Rubruk^c, der sich 1253 im Auftrage König Ludwigs des Heiligen auf denselben Weg machte, wertvolle Kunde über diese Länder und Völker. Das Land Katai, das die beiden Franziskanermönche meldeten — sie hatten auch Chinesen am mongolischen Hofe getroffen und vorzüglich beobachtet —, sollten ein Jahrzehnt später die Brüder Nicolo und Maffeo Polo als erste bezeugte Abendländer betreten, auf einer zweiten Reise begleitet von ihrem Sohn und Neffen Marco, dessen ausführliche Aufzeichnungen und Schilderungen dank ihrer Erstmaligkeit alle späteren an Verbreitung übertreffen sollten. Kublai Kân, der in Marco Polos Bericht verherrlichte mongolische Kaiser von Katai, dessen Vorfahren den Weg durch Asien gebahnt hatten, zog die Fremden geradezu in sein Land und machte sich ihren Rat und Dienst zunutze, und ebenso handelten seine Nachfolger. Dieser fremdenfreundlichen Politik der Mongolenherrschaft in China verdanken wir letzten Endes Marco Polos Reisebuch sowie Berichte und Briefe

^a Vgl. zum Folgenden. Yule, Cathay, I, 155 und 154.

^b Erzpriester Johannes: vgl. Yule-Cordier, Marco Polo, I, 231 ff.

^c Rubruck, auch Ruysbroek, Rubruquis u. a.; geographie-geschichtlich bearbeitet von F. M. Schmidt, Diss. — Rubrucks Gesandtschaftsreise ging 1249 eine solche unter Andreas von Lonjumel voran, die aber für uns weniger Bedeutung hat; vgl. Schmidt; Cordier, Bibl. Sin., 1961 ff.

der Missionare Johannes von Montecorvino, Andreas von Perugia, Odorich von Portenau, Johannes von Marignolli und andere, die in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in China wirkten und darüber schrieben. An Bedeutung und Umfang des Berichts stellt sich aber nicht einmal Odorich von Portenau neben Marco Polo. Der rege Handelsverkehr, der zur selben Zeit China mit Europa verband, hinterließ keine eigenen schriftlichen Spuren. Um die Mitte des Jahrhunderts ging es aber mit Handelsverkehr und Missionstätigkeit in China zu Ende; die schnell entartete Mongolenherrschaft schwankte, und die rein chinesische Ming-Herrschaft, der sie 1368 erlag, schloß nach altchinesischer Gewohnheit das Land wieder ab gegen die „Barbaren“.

Wilhelm Rubruk, dessen ausgezeichnete Bericht nie die gebührende Beachtung gefunden hat, schrieb um 1255: „Weiter drüben ist Groß-Katai, das ich für das Land halte, welches früher das Land der Seres genannt wurde.“^a Weder Marco Polo noch irgendein anderer Chinafahrer jener Zeit macht diese Anknüpfung und noch weniger die Gelehrten- und Laienwelt Europas, die von Katai nur las und hörte. So fristeten die Seres ihr sagenhaftes und kümmerliches Dasein mehr als zwei Jahrhunderte neben den Kataiern weiter in unserem Wissen und Schrifttum. Eine ähnliche, ja noch größere Verwirrung sollte entstehen, als mit dem 16. Jahrhundert China von neuem erschlossen und unter dem heutigen Namen zum drittenmal „entdeckt“ wurde^b.

Wenn Marco Polo schon bei den italienischen Gelehrten nur allmählich Glauben fand, wieviel langsamer bei den deutschen. Das ungelehrte Volk aber glaubte seinen Bericht auch in Italien nicht. In Venedig gab es ihm den Spottnamen „Marco Milioni“. An seinem Sterbebett bedrängten ihn seine Freunde, alle unfaßbaren Angaben seines Buches zu widerrufen. 1392, ein Jahrhundert nach Marcos Heimkehr, hängt der Abschreiber einer Handschrift seinem Werk einige Bemerkungen an: „... diese Dinge, so schien es mir beim Abschreiben, sind recht unterhaltend, aber nicht Dinge, die man glauben kann.“^c Auf die Unterhaltung kam es dem Volk bei solchen Reisebüchern aber an, auf die Unterhaltung mit unglaublichen, wunderbaren, phantastischen Geschichten und Schilderungen. Das fehlte ja auch bei Marco Polo nicht. Aber das erfundene Reisebuch des „englischen Ritters Johannes von Montevilla“ (Mandeville), das wahrscheinlich Jean d'Outremeuse^d um 1366 aus den besten Asienberichten seiner Zeit zusammenschrieb und mit älteren Fabelgeschichten durchwirkte, entsprach dem Geist und Geschmack des Volkes viel besser und fand auch eine viel größere Verbreitung als Marco Polo. Hier herrschte wieder unumschränkt die alte Wunderwelt, bereichert durch die neue Marco Polos und der anderen. Es war eine Münchhausiade, man wußte, daß „Montevilla“ aufschnitt und fabulierte — deshalb mißtraute man ihm nicht und glaubte, ja glaubt vielfach heute noch, er habe die beschriebene Reise wirklich gemacht.

^a Zitat von Rubruk: nach Yule, Cathay, I, 158.

^b Seres, Katai und China: vgl. Yule-Cordier, Marco Polo, Introd., 135 ff. (mit Anm.); Yule, Cathay, I, 181 f.

^c Zitat des Abschreibers: Yule-Cordier, Marco Polo, Introd., 115, Anm.

^d Mandeville und Jean d'Outremeuse: vgl. Mandeville's Travels; hsg. v. P. Hamelius, 2. Bde. London 1919/23 II, 8 ff.



白日好低首 園有愧情
 國人喜考大類止矣 猶自曰 醒物實懶 狗耳
 二十世紀 益望 幸造 極 發 乎 欲 委 寫 馬 未
 天民 念 其 命 不 如 也 謹 此 其 次 無 錄 他 日 之
 友 見 也 辛 未 歲 關 誌 誌 於 此 愀 然 矣 矣
 關 誌 誌 於 此 愀 然 矣 矣

Deutschland war an der Entdeckung Katalais nicht beteiligt gewesen: weder seine Kulturgeschichte noch sein Schrifttum haben Anspruch auf einen der berühmt gewordenen Namen. Marco Polo erwähnt einmal einen deutschen^a Christen „in seinem Gefolge“, der sich auf die Erbauung von Belagerungsmaschinen verstand — er ist namenlos geblieben. Um 1400 gelangte der Bayer Hans Schiltperger^b in seltsamem Kriegsgeschick mit dem neuen mongolischen Welteroberer Timur bis in die „Große Tatarei“ und wäre mit seinem fremden Herrn ins Land Katai gelangt, wenn dessen Feldzug gegen den „Großen König zu Katai“, dem er tributpflichtig war, nicht in der Wüste zum Stillstand gekommen und Timur selbst sich hier den Keim seines baldigen Todes geholt hätte; so konnte uns auch Schiltperger keine eigene Kunde von China hinterlassen. Wenn sonst noch Deutsche, wenn auch etwa deutsche Kaufleute zu jener Zeit nach China gelangt sein sollten, so wissen wir eben nichts davon.

Die unerfreulichen Zeiten der Entartung und Zersetzung, denen Deutschland nach dem kurzen Jahrhundert ritterlich-höfischer Hochkultur verfiel, sind genügend bekannt. Lichtpunkte, wie die stillen Blüten gotischer Mystik oder die Pflege der Gelehrsamkeit, zeigen sich nur vereinzelt. Der neue Geist, der rings um Deutschland zu herrschen begann, und dessen Schöpfungen fanden nur langsame Aufnahme. So auch unsere Reiseberichte. Von Handschriften deutscher Marco Polo-Übersetzungen^c kennen wir nur drei, eine, wie es scheint, noch aus dem 14., die beiden anderen aus dem 15. Jahrhundert. Von Odorich von Portenau scheint es zwei zu geben^d, die eine von 1359, während von Montevilla bis jetzt neunundzwanzig nachgewiesen sind^e. Wie viele von den zahlreichen lateinischen Handschriften dieser Reiseberichte, die sich heute in Bibliotheken deutschen Sprachgebiets finden, schon im Mittelalter hier waren, bliebe noch nachzuprüfen. Als aber in Deutschland der Buchdruck aufkam, um die Mitte des 15. Jahrhunderts, da war auch hier in gebildeten Kreisen die neue Zeit angebrochen. Und wenn 1477 Marco Polo in deutscher Sprache zum erstenmal gedruckt erscheint, so zeigt das, daß zu jener Zeit in Deutschland die wissenschaftliche Tätigkeit bereits größer war als anderswo. Vier Jahre später erfolgte noch eine zweite Ausgabe. Gleichzeitig erschien aber auch der

^a Deutscher bei Marco Polo: Ausg. v. Pauthier, 472; v. Yule-Cordier, II, 159 (2. Buch, Kap. 70).

^b Schiltperger: Ausg. v. Langmantel, Kap. 20.

^c Deutsche Hss. von Marco Polo: die 6 deutschen Hss., die Yule bzw. Cordier in ihrer M. P. Ausg. (Appendix F — Bd. II, 526) verzeichnen, reduzieren sich auf 2, nämlich unsere Münchner Hs. (vgl. unten zu S. 14) und ein Fragment derselben Bibliothek. Dazu kommt aber eine Hs. der Admont Stiftsbibl. (Hs. 504) eines anonymen Übersetzers, wie es scheint aus dem späteren 14. Jh. Den Hinweis auf diese Hs. verdanke ich Prof. Dr. Fritz Behrend von der Handschr.-Abteilung der Akademie d. Wiss. Berlin, wie auch den Hinweis auf eine handschriftl. Übersetzung von Simon Schwarz aus dem Jahre 1582, die für uns natürlich nicht mehr in Betracht fällt. — Zum Vergleich mit den deutschen Hss. sei die Anzahl anderssprachiger Hss. (nach Yule-Cordier) angeführt: 41 lateinische, 21 italienische, 16 französische.

^d Deutsche Hss. von Odorich: 1. in Nikolsburg, Mähren, Bibliothek des Prinzen Mensdorf-Pouilly, 2. in Nürnberg, aus dem 15. Jahrh.; nach Cordier, Odoric, CXV.

^e Deutsche Hss. von Montevilla: Goedeke, Grundriß I, nennt 7; Prof. Dr. Fritz Behrend von der Handschr.-Abt. d. Akad. d. Wiss. Berlin konnte mir die Referenzen zu 22 weiteren vorlegen, wovon 1 (Halle Univ.-Bibl. Bd. 8) noch dem 14. Jahrh. zugeschrieben wird.

deutsche Montevilla im Druck^a und erlebte bis zum Ende des 16. Jahrhunderts mindestens elf Ausgaben. Von den anderen Reiseschriftstellern des Mittelalters^b, die über China berichteten, sind uns keine deutschen Übersetzungen aus jener Zeit bekannt, und was Odorich von Portenau, dessen Übersetzung eines Druckes nicht gewürdigt wurde, über China schrieb, hat sich Montevilla angeeignet.

Wie aber Marco Polo und Montevilla in deutscher Sprache China schilderten, wollen wir hier etwas näher betrachten.

Die alte deutsche Übersetzung von Marco Polos Reisebuch^c weicht von den bekannteren altfranzösischen, italienischen und lateinischen Fassungen bedeutend ab: sie gehört zu einem Zweige untergeordneter italienischer Fassungen und zeigt arge Namensverstümmelungen, viele und starke Kürzungen, oft Umordnung der Kapitelfolge, aber auch Erweiterungen und Zusätze^d. Im Prolog, der den drei Büchern vorangeht, erhebt Marco Polo wie ein neues Banner den Grundsatz des Renaissancemenschen: „Da mit unser puch gerecht und von eyne iglichen ungestroft sey, dar umb nemet die gesehen für die gesehen, und die gehorten für die gehorten.“ Was Marco Polo sieht und aufzeichnet, sind an erster Stelle Dinge, die den Kaufmann interessieren; dieses Interesse trägt besonders sein erstes Buch, das seine Reise durch Asien bis an den Hof des Kublai Kân beschreibt, in den Angaben über die natürlichen und künstlichen Erzeugnisse und die Wegstrecken der durchreisten Länder und Städte. Auch in den Kapiteln über chinesische Orte und Verhältnisse, wovon im wesentlichen sein zweites Buch handelt, finden wir nur zu oft Schilderungen dieser Art, in geradezu feststehenden Wendungen, wie z. B.:

.....auff disem wasser seyn vil schöner stett und castell, und man treybet dar inn groß kauffmanschacz. In der gegent wechst der yngber, und man macht da vil seyden. In dem landt ist das gröste gefügel, das ich ye gesach. (F. 30r.)

Solche stereotypen Reiseaufzeichnungen nach kaufmännisch-wirtschaftlichen Gesichtspunkten verdanken wir hier allerdings auch den Wünschen des Groß-Kân, der Marco Polo mit Gesandtschaftsaufträgen in die entlegen-

^a Drucke von Montevilla: die bei Goedeke verzeichneten Drucke (Grundriß I) sind durch die Angaben Cordiers (T'oung Pao II, 289ff.) zu ergänzen: in unseren Zeitraum fallen demnach noch 2 Ausg. der Übersetzung Ottos von Diemeringen, deren erste, undatierte, Cordier gegen 1475 ansetzt, deren zweite anno 1600 in Köln erschien.

^b Die meisten anderen angeführten Reiseschriftsteller sind erst in der „Allgemeinen Historie der Reisen“, Leipzig 1750, in deutscher Sprache erschienen, vgl. die Bibliographie bei Cordier, Bibl. Sin. — Nur Haithons Bericht hat Michael Herr 1534 mit dem ganzen „Novus Orbis“ des Grynaeus in Übersetzung herausgegeben.

^c Deutsche Übersetzung von Marco Polo: Textgrundlage: Nürnberger Druck von 1477 (Creuzner), Exemplar d. Preuß. Staatsbibl. (Inc. 1801). Nach der Ausdehnung sowie nach einigen Stichproben, die nur kleine Varianten zeigen, zu schließen, hat Creuzner die Hs. d. Staatsbibl. München (Cod. germ. 696) abgedruckt. Der Augsburger Nachdruck von 1481 (Sorg) scheint, ebenfalls nach einigen Stichproben zu schließen, nur orthographisch vom Erstdruck abzuweichen. — Der Übersetzer dieser deutschen Fassung ist unbekannt. — In den Textwiedergaben habe ich die üblichen Abkürzungen aufgelöst, vokalisches v durch u, konsonantisches u (selten) durch v ersetzt und die Interpunktion modernisiert.

^d Marco Polo, kritische Ausgaben und Kommentare. Beste kritische Ausg. des ältesten (altfranz.) Textes mit Lesarten anderer alter Fassungen von Benedetto (1928); dazu dessen ausführl. Einleitung über die verschiedenen Fassungen. Den besten ethnologischen, geographischen und historischen Kommentar bietet die Ausg. (in engl. Übersetzung) von Yule (3. Aufl., besorgt von Cordier 1903); für Chinesisches im besonderen ist Pauthiers Ausg. (1865) ergänzend beizuziehen, ferner Cordier, Ser Marco Polo, Notes and Addenda (1920).

sten Untertanenländer schickte^a. Meistens kommt bei diesen Angaben noch die Bemerkung hinzu: „Das volck pett (betet) die abgöter an“, eine Bemerkung, die Marco Polo seinem christlichen Standesbewußtsein wohl zu schulden glaubt. Wo Marco Polo aber länger verweilt, wie gerade in China, beachtet er auch anderes: Eigenheiten und Sitten der Menschen, Kulturwerke, staatliche Einrichtungen, geschichtliche Ereignisse — die, meistens ungenau berichtet, meistens auch zu den „gehörten Dingen“ zählen, wie die spärlich eingestreuten Legenden. Ein typisches Beispiel solcher Mischung sachlicher Schilderung bildet folgendes kleines China-Kapitel^b:

Von eyner schönen prucken in der stat Dissidiffa. In dem endt des grossen lands Mangi^c ist ein gegent und künigreych geheysen Dissidiffa^d, die haubt stat des lands ist genant nach dem landt Sidiffa^d. Do wonet vor zeyten eyn mechtiger künig, der teylet vor seynem tod das künigreych in drey teyl. Wann er hett drey sün, itlichem gab er den dritten teyl des lands und auch der stat. Und itlicher stercket seynen teyl der stat nach seynem vermügen. Der groß Cham nam die stat den dreyen prüdern und verderbet sie serr. Also das die stat und das landt nun dem grossen Cham untertenig ist. Mitten durch dy stat rint eyn schiffreychs wasser gar tieff und eyner halben meyl weyt. Das wasser felt in das groß merr oceano. In der stat über das wasser geet die schönste pruck die keyn man ye gesach, dy pruck is wol zehen klafftern weyt, und alle pedackt mit schönem edelem holcz, und von eynem endt zu dem andern steen merbelsteynen seülnn dy das dach halten. Das dach ist alles durchmalt mit schönen varben. Auff der pruck nympt man eynen zoll, da von dem hernn alle tag gefelt pey tausent bisanti. Das volck in dem landt petet die abgöter an. (F. 32r.)

Die verstümmelten Namen Dissidiffa und Sidiffa sowie die Wörter oceano und bisanti bezeugen die italienische Vorlage des Übersetzers. Das Kapitel ist nur halb so lang wie das entsprechende der ursprünglichen Fassungen, unser Text scheint hier wie fast überall ganz bewußt nach Straffung des oft lässig umschweifigen Diktattextes zu streben, opfert aber dabei auch anschaulich charakteristische Einzelzüge auf, so z. B. die budenartigen Häuschen der Krämer und Handwerksleute, die morgens auf der Brücke errichtet und abends wieder abgebrochen werden. Aber nicht nur Einzelzüge der Schilderung, nicht nur Kapitelteile, sondern ganze Kapitel und Kapitelfolgen fehlen in unserer Fassung. So erfahren wir hier nichts von den kaiserlichen Wohlfahrts- und Notversorgungseinrichtungen, vom staatlichen Kuriersystem, vom Gebrauch des Reisweins und der Steinkohle im chinesischen Volke. Das lange Kapitel über die Einführung und Verwendung des Papiergeldes kennt der deutsche Übersetzer auch nicht und erwähnt nur gelegentlich: „Die münz in dem landt ist von karten gemacht, die lest der groß Cham machen“ (F. 40r.) und „Die münz ist von karten, dar auff ist des hernn zeychen“ (F. 42v.) — daß er die stereotype Erwähnung des Papiergeldes nicht unzählige Male wiederholt wie die anderen Fassungen, müssen wir ihm allerdings als Verdienst anrechnen. Mit Bedauern vermischen wir hier aber vor allem einige so lebendige Schilderungen

^a M. P. als Gesandter: vgl. bei Yule, Prolog, Kap. 15.

^b Zitiertes Kap.: vgl. bei Yule, 2. Buch, Kap. 44.

^c Südchina^a.

^d Tscheng Du Fu (Chingtu)^a, Hauptstadt der Provinz Setschuan^a.

wie die des ungeheuren Volksgewinnes und Handelsverkehrs in Kambaluk (Peking), der Pracht und Machtentfaltung des Groß-Kân auf seinen Jagdzügen oder beim Neujahrsfest im Palast — anstatt dessen lesen wir hier, anschließend an die Schilderung eines anderen Hoffestes: „Von disem grossen hernn und hoff wer vil zu sagen, von der grossen wunder wegen, dy man treybet auff seynen hochzeyten und frewden, wann es glaublich wer. Darumb sweig ich und wil es eynem andernn vergunnen“ (F. 29r.). Diese empfindlichen Lücken haben wir vielleicht der Trägheit der Abschreiber oder Übersetzer zu verdanken, vielleicht aber auch ihrem eigenen Unglauben oder der Furcht, daß ihre Leser ihnen nicht glauben würden. Die unglaublichen, aber wirklichen chinesischen Ausmaße — asiatische Ausmaße, wenn man will, die schon den Alexander-Romanen ihr besonderes Gepräge verliehen, aber eben in Roman-gestalt — waren ja das Neue, „Wunderbare“, das Marco Polo zu berichten hatte. Wo wir dieses auch hier finden, finden wir oft die Wahrhaftigkeit der Angaben besonders beteuert, z. B. in der Beschreibung des Yangtsekiang und dessen Schiffsverkehr:

Das wasser ist genannt Quiam⁶ (Giang) und ist zweyer grosser (deutscher) meynn preyt, und ist wol hundert tagreyß lanck. Ich Marcho sprich, und glaubet mir für war, das in der ganczen welt nicht so vil schiff seynn, als in dem landt oder auff dem wasser Quiam, und stetlichen mit kaufmanschacz do wonen und seynn. Ich Marcho Polo swere und sprich pey meynem eyd, das ich mit meynen augen gesehen hab zu eynem mall pey eynander in diser stat fünftausent geladener schiff alle mit kostenlicher und reycher edeler kauffmanschacz. Dar umb gedenkt, was vor andern möchten geseyn in den andernn steten, die auff dem wasser gelegen seynn. Wann das wasser rint durch fünfzehn grosse landt. Und an dem wasser ligen zweyhundert grosser mechtiger stett. (F. 41r.)^a

Ein Strom, der zwei deutsche Meilen breit ist — die Breite hat Marco Polo überschätzt, — und hundert Tagereisen lang, fünftausend Schiffe an einem Ort und zweihundert große Städte an einem Strom waren allerdings Wirklichkeitsvorstellungen, die europäische Geister des Mittelalters nicht fassen konnten. Solche Ausmaße finden wir auch in den Halbmillionenheeren, die der Groß-Kân und sein Onkel Naiam gegeneinander zu Felde führen, oder in den kaiserlichen Zoll- und Steuereinkünften — in diesen ungeheuren ungewohnten Zahlen, die Marco Polo den Spottnamen „il Millione“ eingebracht haben:

Was gült der groß Cham von dem landt Mangi hat auff zu heben. Nun solt ir vernemen von der grossen gült meines hernn von dem landt Mangi. Wann meyn herr der groß Cham alle iar von disem landt achezig tausent tomani von gold hat, und eyn itliche toman ist achezig sagio von gold, und eyn itliche sagio gilt eyn ducaten. Also das precht sechshundert und vierzigtausent ducaten, dy er ierlichen von dem landt Mangi hat. Wann man vertreybet in dem landt meer specerey und zuckers und allerley kauffmanschacz, dann in keinem andernn landt der welt, und die geben im alle drey vom hundert, die seyden geit zehen vom hundert. Auch hat er auff zu heben von dem salcz zweyhundert und zehen thomani, das pringt des iars sechzehen Milioni und achthunderttausent gulden. (F. 43r.)^b

^a Zitat: vgl. bei Yule, 2. Buch, Kap. 71.

^b Zitat: vgl. bei Yule, 2. Buch, Kap. 78.

Abgesehen von dem Rechnungsfehler — 640 000 statt 6 400 000 — verringert unser Text diese Angaben auch noch dadurch, daß er von den kaiserlichen Einkünften aus dem Lande Mangi spricht, während die anderen Fassungen von Einkünften aus der Stadt Quinsay^a (Hangtschou) und deren Verwaltungsbezirk sprechen und hervorheben, daß dies nur den neunten Teil der „Provinz Mangi“ ausmacht. Die ungeheuren Ausmaße — im äußeren Umfang der Stadt, der Anzahl der Brücken und Häuser und in der Größe des königlichen Palasts — bestimmen auch die Beschreibung dieser Stadt Quinsay, deren unwiderstehlicher Zauber Marco Polo zu einer begeisterteren, lebendigeren, farbenreicheren Schilderung hingerissen hat als irgendeine andere Stadt oder Landschaft Chinas:

Von der haubtstat des lands Mangi, dar inn seynn zwelfftausent prucken, dy münz ist von karten, do verprent man den toden leychnam. Fünff tagreyß von Singhui^b kumpt man zu der haubtstat des lands Mangi, dy da genant ist Quinsay, das ist mit uns als vil gesprochen als dy stat des hymels. Ich Marcho Polo wonet etliche zeyt in diser stat, von meynes hernn geschafft wegen. Die stat ist gerings umb und umb wol fünfundzweyenzig deutscher meylen. In der stat seynn zwelfftausent steyner prucken, wann sie leyt in dem wasser als dann venedig thut. In diser stat seynn gar schön und züchtig frawen. In der stat gen dem mittag ist eyn plan, der hat umb sich wol dreissig meylnn, dar inn seynn die schönsten pallast und kostenlichsten der welt, und wenn man in der stat frewd fest oder hochzeyt hat, so thut man das in disem pallast. Die münz ist von karten, dar auff ist des hernn zeychen. Und auff itlicher prucken in der stat sein des nachtes zwelff wachter, dy hüten, das nymant perawbt werd. Auch ist in der stat ein perg, dar auff ist ein hoher turnn, und dar auff sein stetiglichen wachter, und wenn es in der stat print oder auffleuffte geschehen, so haben dy wachter auff dem turnn ein pret von eyner tannen, dar auff schlahen sie mit einem schlegel, das man des nachtes gar ferr hört. Das sein ir glocken, da mit sie zu sturmm leuten. Dy straß in der stat und alle gassen sein gar schön gepflastert. In der stat sein wol drey tausent stuben (Badestuben) schön, grosz und weyt. Drey meylnn von der stat ist das grosz merr oceano, und an dem merr gegen dem auffgang der sunnen ist ein stat genant Chansu^c, dar inn ist ein schöne steynen pruck. Zu der stat kumen vil schiff auß india. In dem landt sein wol neün künigreych, und itlichs hat vierzig und hundert stet, und seyn alle gehorsam meynem hernn dem grossen Cham. Und wenn in dem landt Mangi ein kint gepornn wirt, der vater und die muter lassen von stund an den namen des kinds schreyben, unter welchem planeten es gepornn ist. Sie geen oder farnn auch nicht auß an der astrologi rate. Und wenn eyner in dem land stirbt, seyn freünd sich alle kleyden in groben zwilch, und sie verprennen den leychnam und mit im gelt, roß und harnysch, und wenn sie den toden leychnam verprennet haben, zuhant rüret man vil seytenpill, und antworten die sell und den leychnam mit grossem gesang irem got. In diser stat ist eyn grosser schöner pallast, durchpawet mit grossem wunder, den ließ machen ein künig, der was genant Sinisu^d, der zu den selbigen zeyten ein herr und künig was des lands Mangi. Umb den pallast ist ein mawer zweyer meylnn lanck, gar hoch, inderhalb der mawer sein schön gerten mit mangerley früchten und fliessende prunnen, die do eyn schön see machen, und dar inn seyn mangerley visch, und mitten in dem see ist der schön und reyech pallast. In dem pallast sein zweyenzig grosser und schöner sall, all in

^a Quinsay⁷ (wörtlich Hauptstadt), heute: Hangtschou⁸ genannt.

^b Sutschou⁹.

^c Ganpu¹⁰.

^d Sinisu ist offenbar ein Mißverständnis der deutschen Übersetzung oder ihrer Vorlage; in den anderen Fassungen wird der König nicht benannt.

einer groß. In itlichem sall mag man zu tisch seczen zehentausent man. Die sall seyn alle gemolt mit feinem gold. In dem pallast seynn wol tausent schöner kamernn. In der stat seynn hundert und vierzig toman, und eyn itlich toman ist zehentausent feuerstet. Es ist auch in der stat eyn kirchen der cristen nestorini. In der stat und in dem landt Mangi ist eyn solche gewonheyt, das ob eyner itlichen haußtüer der namen des volcks, das in dem hauß wonet, geschriben ist. Und auch wie vil roß der herr des hauß hat. Also das man stetlichen weyß pey eynem menschen, wie vil volcks in der stat wonet. Man schreybet auch die gest, und den tag und die stunde, do sie dar kumen seynn. (F. 42r. ff.)^a

Diese Schilderung unserer Fassung bietet nur ein blasses Abbild derselben Schilderung in den anderen Fassungen. Neben den damaligen ungeheueren Ausmaßen der Stadt Hangtschou, die nie haben bestätigt, aber auch nie widerlegt werden können und sich bei anderen Reisenden jener Zeit wie Odorich gleicherweise finden, schildert hier Marco Polo auch eigentümliche Züge des chinesischen Lebens, Bräuche und Sitten: die Abhaltung von Privatfesten in einem öffentlichen „Pallast“, die Badegewohnheit — in unserer Fassung stark gekürzt —, die Rolle der Sterndeutung bei der Geburt wie im Leben überhaupt, Begräbnissitten mit anschaulichen Einzelzügen, oder Polizeiliches: den Wachtendienst, die Hausstand- und Gastkontrolle. Die große Bedeutung der Wahrsagerei erwähnt Marco Polo noch bei der Gründung von Kambaluk — eine Andeutung des „Feng-Schui“ — und in der Geschichte der Eroberung Südchinas (Mangi), Polizeiliches auch noch in Kambaluk. Über Sitten und Bräuche in den halbbarbarischen Untertanenländern berichtet Marco Polo ausführlicher, vielleicht weil er seine Beobachtungen im Auftrage seines chinesisch-mongolischen Gebieters machte, vielleicht weil ihm die Sitten dieser Leute „kurioser“ schienen. Das Wesentlichste, was er vom chinesischen Volkscharakter sagt, finden wir in seinem Kapitel über Singhui (Sutschou):

Dar inn ist so groß volck als ich ye gesach. Und für war wenn das volck also gut zu streyten wer als es nicht ist, so wer es kein wunder, das sie aller welt zu schaffen geben. Aber es seynn all hantwercker und kaufflewt. Do seynn vil meyster in philosophia und in der erczney. (F. 42r.)

Eine andere, ähnliche Stelle erinnert auch an die antiken Idealisierungen der Seres:

...all stet (Südchinas) haben umb sich groß, tyeff und weyt greben. Dar umb westen sie (vor der mongolischen Eroberung) von keynem krieg nicht zu sagen und dorfften sich nicht pesorgen vor keynem andern hernn. Und sie lebten mit grossem lust, frewden und eynigkeyt, und der künig hielt das landt in grosser gerechtigkeit. In dem landt west man nicht von keynem übel zu sagen, weder von rauben noch von stelen. Und des nachtes schleüst man keyne porten zu, sie pleyben offen als pey dem tag. Durch das landt ist gut zu ziehen an alle sorg. (F. 38v.)^b

Verstreute Bemerkungen berühren auch rituelle Gepflogenheiten, die der mongolische Herrscher von der höheren Kultur seiner Untertanen bereits übernommen hatte. So lesen wir^c vom Kaiser: „wenn er zu tisch siczt, so kert er

^a Zitat: vgl. bei Yule, 2. Buch, Kap. 76.

^b Zitat: vgl. bei Yule, 2. Buch, Kap. 65.

^c Vgl. zum Folgenden: Yule, Prolog, 5. Kap. und 2. Buch, 13. Kap.

allweg sein angesicht gegen dem mittag“ (F. 28v.) oder über die Südtore seines Palasts in Kambaluk: „die (porte) in der mit thut man nicht auff, dann es wolle der herr reyten auß oder ein“ (F. 32r.). In geradezu chinesischer Weise betont Marco Polo das angemessene äußere Ansehen, wie er die Leibwache von zwölf-tausend „Rittern“ erwähnt, die der Kaiser um sich hat: „nicht von forcht wegen, sunder von großer herlichkeyt wegen“ (F. 28r.). Und die Fragen, die der Groß-Kân beim ersten Empfang Nicolo und Maffeo Polos an diese richtet, könnten fast einem Idealfürsten der „Klassischen Bücher“ in den Mund gelegt sein:

Und der herr mit disen zweyen prüdern grosse frewd het und ward sie fragen von unsern landen, siten und gewonheit. Sunderlichen von den grossen fürsten und hernn. Als von dem pabst und dem keyser, und wy sie gerechtigkeit hielten in iren landen, sunderlich das keyserthum. Auch mer er sie fragt von der gewonheit unser krieg, und wy sie ire streyte fürten in iren kriegem. (F. 2v.)

Zum Bilde Chinas, wie wir es aus dem deutschen Marco Polo des 15. Jahrhunderts gewinnen, gehören noch die zum Teil wiederholt erwähnten Gewerbe und Erzeugnisse: Seidenzucht und -weberei, Schmiedekunst, Wild- und Geflügeljagd, Salzsiederei, Dschunkenbau, Bambusrohr in seiner Verwendung zu Schiffstauen und „Dachziegeln“, Porzellan, und größere Kulturwerke: nebst Städten, Palästen, Türmen, Brücken, von denen wir, abgesehen von den Ausmaßen, kaum eine charakteristische Vorstellung erhalten — ein Mangel aller mittelalterlichen Reisebeschreibungen^a —, die gepflasterten Reichsstraßen und der Kaiser-Kanal, dessen Beschreibung allerdings in unserer Fassung unsinnig entstellt ist. Wenn das leichte, farbenseelige Leben echt chinesischer Städte wie Quinsay den Venezianer Marco Polo in seinen Bann zog, so neigte derselbe Marco Polo, als „Ritter“ und kaiserlicher Beamter, mehr zu den kriegerischen Mongolen und dem prunkvollen Hofe. Wir sehen dies schon in seinen häufigen kriegsgeschichtlichen Auslassungen und Jagdbeschreibungen. Das ritterlich-adelige Element spinnt allerdings die deutsche Fassung wie das christlich-transzendente noch weiter aus — lesen wir doch nur hier, daß Marco Polo „von dem großen Cham, keyser von cathay zu eynem ritter gemacht wardt“ (F. 3v.). Marco Polos stärkerer Zusammenhang mit dem Hofe zeigt sich aber deutlich in seiner häufigen Verwendung mongolisch-persischer Namen^b statt chinesischer sowie in deren mangelhafter Vermittlung und in seinen ausführlichen und beredten Schilderungen der Paläste und Parke des Groß-Kân, seiner Familienverhältnisse, seines Harems und seiner Feste, seiner Herrschaft und staatlichen Einrichtungen. Hier hat aber unsere Fassung ihre großen Lücken. Und was Marco Polo hier schildert, ist eben nicht mehr rein chinesisch, sondern stark mit Mongolischem vermischt.

Schilderungen festlicher Anlässe am Hof des Groß-Kân nehmen auch im verhältnismäßig kurzen „chinesischen“ Teil von Montevillas Reise-

^a Allg. Charakteristik mittelalt. Reisebeschreibungen: vgl. J. Berg, *Ältere deutsche Reisebeschreibungen*, Diss. Gießen 1912, 16f.

^b Mongolisch-persische Namen bei M. P.: vgl. Yule-Cordier, *Marco Polo*, Introd., 111.

buch^a einen bedeutenden Raum ein. Der Unterschied in der geistigen Haltung und der Schreibart bei Marco Polo und Montevilla zeigt sich am deutlichsten, wenn wir gerade eine solche Schilderung durch die beiden Verfasser miteinander vergleichen:

Marco Polo.

Wenn der groß Cham wil eyn vest oder hochzeyt haben, so pereyt man zu den grossen sall in seynem pallast also. Des keyzers taffel oder tisch ist der höchst über all ander taffelnn. Und wenn er zu tisch siczt, so kert er allweg sein angesicht gegen dem mittag. Dar nach siczt pey im an seyner lyncken seyten seyn erstes weyb. Und seyne kinder und prüders kinder und alle, die von seynem stamen und keyserlichen geschlech- te seyn, die siczen an eyner andernn taffel, vier staffelnn nyderer. Also das ire haubt unter des keyzers füessen seyn. Und die andernn hernn und fürsten siczen auch nyderer. Des selben gleychen die künigin und des keyzers kinder weyber siczen an eyner tafel. Und die andernn edeln frawen noch nyderer. Also ist eyn itlicher herr und seyn weyb gesezt nach irem adel. Die taffelnn seyn gericht in soleher maß. Wenn der herr zu tisch gesessen ist, so siecht er alle die, dy in dem sall seyn. Auch ist vil volcks vor dem sall. Wann wenn der keyser solche vest macht, so kumpt das volck auß ferren landen und pringet im gab und schanckung. Aber es seyn alles groß hernn, die landt und lewt von des keyzers wegen innen haben und pflichtig seyn zu kumen, in solicher zeyt dem hernn seyn gold zu pringen. Auch kumen vil spillewt, dy dem hernn grosse frewd machen. Mitten in dem grossen sall leget man ein groß vaß, von gold gemacht und vol des pesten weins, den man gehalten mag. Nahet pey dem vaß ligen vier kleine veßlein, die seyn auch von gold gemacht, und auß dem grossen vaß geet der wein in die kleinen gulden veß-

Montevilla.

Do ist auch ein sal, der steet auf vierund- zweinczig guldin seülen, unnd die maur ist alle bedeket mit rotem leder von wilden tieren, die heissen sy pantherus. Die leder heüt, die seind grosses schacz werth, wann sy schmeckend baß dann keinerley spece- rey, die man vinden mag, und vor dem guoten geschmack mag kein böser tampff noch kein böser lufft in den palast nitt kommen. Das leder ist als rot, wenn die sunn daran scheint, das man es nit wol mag ansehen, und man vindt vil leüt in dem selben land, die die selben tier und das selb leder anbeten von des guoten ge- schmacks wegen. Und dasselb leder ist vil tewrer dann gold. Mitten in dem sal do ist ein gesäß, do der keyser auff siczet, das ist von gold und von edlem gestein und von veinberlin, unnd auff den vier örten seind vier guldin tracken, und bey yedem tracken seind vier künig von gold. In dem selben sal sind vil guldiner trinckvässer. Der sal ist so gar schön von gold unnd edlem ge- stein und von guldin tüchern, darmit er behenket ist, das es nyemandt wol sagen mag. Die taffel, do der keyser ab yßt, die ist von clarem gold, die leisten umb die tafeln seind von berlin und von edlem gestein. Sein stuol ist hoch und hat ein stapfeln ob dem andern auff. Ein stapfel ist jaspis, der ander von gold, der dritt von edelem gestein so köstlich, das es un- seglich ist denen, die es nit gesehen habent, dann sy goldes und edels gesteins genuog habent. Wann er zuo tisch siczt, so siczet jm sein elter sun zuo der gerechten hand, der nach jm herr sol werden, und darnach

^a Montevilla. Textgrundlage: die Übersetzung von Michael Velsler (Michelfelser) im Augsburger Druck von 1481 (Sorg), unvollständ. Exemplar d. Preuß. Staatsbibl. (Inc. 123). — Über die Art der Textwiedergabe vgl. zu Marco Polo, oben S. 18. — Unser Text ist, mit kleinen Ergänzungen aus anderen Texten, durch Simrock in seiner (unkritischen) Volksbücherausgabe (13. Bd.) allgemeiner zugänglich gemacht.

Zur allg. Charakteristik der deutschen Übersetzungen Montevillas vgl. Görres (auch in Simrocks Vorrede) und neuerdings Mackensen, Die Deutschen Volksbücher, 1927.

Biographisches und Quellengeschichtliches zu Montevilla überhaupt nach der neuesten kritischen Ausg. einer engl. Hs. des 15. Jahrh. von P. Hamelius „Mandeville's Travels“, 2 Bde. London 1919/23; bei Hamelius sind auch die Hinweise auf die Quellen einzelner Stellen zu finden. An älteren Arbeiten vgl. noch Cordier, im T'oung Pao, und Bovenschen in Zs. d. Gesch. f. Erdkunde zu Berlin, Bd. 23.

lein, und man zeücht dar auß den wein zu den tischen in guldene kandelinn, die man auff die tische seczet, allweg zwischen dreyen personen eyne, und eyn itlicher man hat vor im steen eyn gulden kopff, dar auß er trinkt. Ir solt wisen, das der groß Cham so vil trinck geschir hat von lauterem gold, das es ungläublich ist zu sagen, es wer dann sach, das ir das gesehen hett als ich. Die nun dem keyser zu tische dienen, das seyn alle groß und mechtig hernn, und die haben all iren mundt verpunden mit eynem gulden oder seyden tuch und nicht wollen, das ir ottem den keyser und seyn speyß an riche, und wenn der keyser trincken wil, so heben all spillewt an zu spilnn, und die weyl er trincket und den gulden kopff in seiner hendt hat, alle die im zu tisch dienen, vor im knyen und sich gegen im neygen. Auch alle die hernn, dy do kumen auff diß vest, pringen mit in ir erstes weyb, und wenn man schir gessen hat, so kumen für den tisch mangerley spillewt mit mangerley spill und kürzweyl, do von der herr und sein gest grosz freüd entpfahen. (F. 28 v. f.)

ein staffen hinab der ander sun, und zuo der gelanggen hand seine weiber auch also, wenn er hat auch drey weiber. Darnach do siczent die grossen herren. Und die drey schreyber stand vor des keyseres tisch, und was er redt, das schreybent sy an, wann seyner wort sol keins vergeben sein, als grosse krafft sölen sy haben. Er geet auch seiner wort keins hindersich, dann was er spricht, das muoß geschehen. Item wann er groß hochzeit hat, so sicht man wunderliche spil vor seinem tisch treiben mit guldin fliegen und voglen, die fliegend und singent, und vil zauberey wirt getriben, das ich main, es gang mit dem bösen geyst zuo. (F. 57 r. f.)^a

Nach Marco Polos sachlicher, natürlich sich folgender Schilderung, die doch auch die Größe und den Prunk des Geschilderten vermittelt, dieses Wundergewebe von Montevilla, ein locker gefügtes Gemisch von Wirklichkeit und Phantastik, das märchenhaft gleißt von Gold und Edelgestein und dank der schlechten Übersetzung, die eigenwillig kürzt und sinnlos ändert — der Saal steht hier auf vierundzwanzig Säulen, während ursprünglich vierundzwanzig Säulen in dem Saal stehen! —, vielleicht noch „wunderbarer“ wirkt. Die sachliche Grundlage boten Montevilla hier hauptsächlich Odorich, der selbst schon ein Phantast war, doch auch Marco Polo und andere Asienreisende. Auf die wunderbare Ausschmückung aber kam es ihm an: mit biblischen mittelalterlichen Legenden, mit antiken Sagen und Fabelein. So führt uns Montevilla über verschiedene Inseln, die er mit antiken Fabelwesen wie den einäugigen Riesen, den Schirmliplern usw. bevölkert, nach China. Die Pygmäen, dieses merkwürdige Zwergvolk, dem die Kraniche in jährlichen Kriegen so hart zusetzten, siedelt er am Yangtse an. Das Geschlecht der Mongolenkane leitet er — wohl aus eigener Phantasie — von Noahs Sohn Ham ab, was ihm wieder einen willkommenen Seitensprung in biblische Legenden ermöglicht. Eine ähnliche Mischung chinesisch-mongolischer mit biblischen Sitten und Vorstellungen finden wir in Montevillas Aufzählung der vier Jahresfeste:

Nun wil ich euch sagen, wie man seyn hof bereyt zuo grossen hochzeiten, und das thuot man besonderlichen vier malen in dem jar. Das erst ist, als er geboren ward. Das ander

^a Zitat: vgl. bei Hamelius, I, 141 ff.

ist, als man in jn den tempel pracht, do man in beschnidt. Das dritt, als sy jren abgot in sein hauß gesezt haben. Das vierd, als jr abgot von erst fieng an zuo reden und antwurten und zaichen zethuon. (F. 60r.)^a

Ein launisches, geradezu satirisches Zerrbild bietet uns Montevilla von chinesischen Riten beim großen Hoffest „vor der Stadt“:

wenn es nun die philosophen zeyt dunckt, so sprechend sy dann zuo jren dienern, die vor in steend, das sy gepieten, das yederman mit frid sey. Das thuot einer und spricht: Seyt mit frid, und wie wol des volckes unmassen vil ist, so hört man doch nit eyn wort. So spricht ein phylosoph: yederman neyg sich und thuo ere unserm keiser, der gottes sun ist und der oberst in der welt. Wann es dann zeit ist, so neigt jeglicher sein haupt gegen der erde. So spricht ein ander phylosoph: habt ewer hennd für den mund. Dar-nach spricht ein ander phylosoph: stoßt ewr klein vinger in eür or. Das thuot yederman. So spricht ein ander: legt ewre hennd auff eüer haupt. Das thuond sy, und heyßt sy dann wider herablegen. Und also thuon sy manigerlei, des mich groß wunder nam. Do fraget ich mit urlaub, warumb sie das taeten. Do sprach einer zuo mir, wenn sy das haupt nyder neygeten, so mainten sy, das sy all undertänig wöllen sein und getrew, weder guot noch kein verheyssen möcht sy fürbaß davon pringen, das sy jcht wider jren herren taeten. Do fraget jch, warumb sy den vinger in das or steckten. Do sprach er, es bedeut, das sy nit möchten geleiden, das niemand böses von jrem herren redte, oder sie taeten es dem keiser als bald kunt, wann alles, das die grossen herren thuond yenhalb märes, das tuond sy mit der philosophen rat. (F. 61 v. f.)^b

Im bunten Gewebe Montevillascher Schilderung finden wir natürlich auch sachlich zutreffende Angaben: so hier die führende Rolle der „Philosophen“ im Staatsleben. Wie Marco Polo erwähnt Montevilla das Papiergeld, die Beschenkung des Groß-Kân durch die Vasallen und Staatsdiener des ganzen Reichs und anderes. Nach anderen Reisenden, besonders Odorich, erzählt Montevilla überdies von der spärlichen Bartbehaarung der Chinesen, vom Fischfang mit gezähmten Kormoranen, von der Vornehmheit langer Fingernägel — bezeichnenderweise das einzige chinesische Merkmal, das der Holzschneidekünstler des 15. Jahrhunderts im beigegebenen Buchbild festhalten konnte. Es ist aber merkwürdig, daß der deutsche Übersetzer andere volkskundliche Kuriositäten Odorich-Montevillas wie die künstliche Zucht kleiner Frauenfüße^c oder die zahlreichen Gerichte einer vornehmen Tafel seinen Lesern vorenthält.

Der ungleiche Erfolg unserer beiden Reisebücher hängt sicher nicht von ihrer verschiedenen Beschreibung Chinas ab — aber diese ist uns doch Symptom dafür. Bei weiteren Kreisen konnte nur eine Beschreibung wie die Montevillas Gefallen finden, die altvertraute Fabelwesen und Wundergeschichten in neuer Verknüpfung bot, und zwar in so loser Verknüpfung, daß sie der Einbildungskraft des Lesers noch genügend Spielraum ließ. Deshalb wurde sein Buch auch zu einem wirklichen Volksbuch, allerdings nicht in Michael Velsers Übersetzung, die wir hier betrachtet haben, sondern in der noch viel willkürlicheren, aber mit den Abenteuern Ogiers von Dänemark durchwirkten

^a Erstes Zitat: vgl. bei Hamelius, I, 152.

^b Zweites Zitat: vgl. bei Hamelius, I, 154f.

^c Kleine Frauenfüße, Gerichte: vgl. bei Hamelius, I, 207.

heisset joacha die ist gar mechtig der künig der selbē stat ist dē grossen Cam vnterthan wān der groß Cam ist alle mechtig dz er vnd im hat zweihūdert vii lxxij künig vñ er ist der mechtigest d vnder dē himel ist. Der künig der stat joacha vnd des landes der ist gar reych wān er hatt alle jar wol zweihūdert tausent guldin vñ d stat .l. groß kauffmanschaft ist do. Dye stat ligt vñ dē grohen waſſer dz do heyst dalach wol fünff leg darnach kömpt mā gen Cathaj dz ist ein grosse schöne insel vnd man kömpt vñ allen landē dar von venedig vñ genau vnd die künē gar kaum in einem ja: dar Cathaj ist dz oberst künighreych einhalb meres on eins vnd dz ist des grossen kepfers von tartarie der sich nemt der groß Cam.

Hie wil ich sagen von dem grossen Cam von Cathaj der d mechtigst herre ist so er vnder dem himel ist.



Hie sōlt ir wisse vñ vernemen von dē keiser von Cathaj d sich nomet der groß Cam von seiner herrschaft vnd vñ si nem palast. Ir sōlt wissen dz man zeucht manige tag weyde gegen orient warz vnd kömt dem zū einer stat dye heist sargarmerge in derselben stat so vndt man pab specerej vnd seiden dem ich ye idert waß. Von der stat vort man fürbaß vnd kömpt zū einer altē stat dye ist in dem lande Cham vñ die von dem lande haben gemacht eyn stat dye heyst Syton die selb hat ez wellf thor vñ allweg zwyschen ez weyē thoren ein grosse leg. In derselben stat wont

Übersetzung des Metzger Domherrn Otto von Diemeringen. Obschon gerade diese Übersetzung das Volksbuch gegeben hat, verurteilt sie Joseph Görres in seiner berühmten Schrift über die „deutschen Volksbücher“ als „verworrenen Galimathias“, verherrlicht aber um so mehr diejenige Michael Velsers und Montevillas Buch überhaupt. Sicher ist vom romantischen Standpunkt aus verschiedenes zugunsten Montevillas zu sagen, wenn auch nicht so viel wie zugunsten anderer Volksbücher. Aber Görres besteht nun merkwürdigerweise darauf, Montevilla als wirklichen Berichterstatter einer eigenen Reise hinzustellen. Ferner schreibt er: „indem er — Montevilla — die meisten jener Fabeln als Gesehenes und Erlebtes in seine Reise brachte, akkreditierte er sie auch dem Verstande durch die unleugbaren Tatsachen, mit denen er sie zusammenband, und gab so dem phantastisch Flüchtigen eine gewisse Realität für die wirkliche Welt, ohne die es doch immer nicht leicht zum allgemeinen Volksglauben wird“. Vielleicht dürfen wir Görres' Wort „Verstand“ nicht zu wörtlich nehmen, sicher richtete sich aber Montevilla mehr an das irrationale Vorstellungsvermögen, unmittelbar an den Glauben, was ihm auch allein einen volkstümlichen Erfolg verschaffen konnte. An den Verstand richtete sich doch gerade Marco Polo, und deshalb war ihm der Erfolg Montevillas versagt. Schon die Überfülle von Zahlen und neuen Namen bei Marco Polo konnte nur vom reinen Verstand erfaßt werden, während die meist namenlosen und phantastischen Schilderungen Montevillas an vertraute irrationale Vorstellungen anknüpften. Am erstaunlichsten ist aber wohl, daß Görres von Montevilla schreibt: „Die Geographie des Mittelalters hat kaum ein interessantes Denkmal aufzuweisen“. Montevilla hatte allerdings sein Buch auch mit einigen Angaben neuerer geographischer Vorstellungen, die die Kugelgestalt der Erde voraussetzten, gewürzt, aber trotzdem konnte die Wissenschaft doch nur mit Marco Polo etwas anfangen. Das war ja auch das Schicksal seines Buches: es gehörte der Wissenschaft, den Gelehrten. Die Gelehrten bedienten sich aber vorzugsweise lateinischer Texte. So erlebte Marco Polos Buch nach den beiden Drucken von 1477 und 1481 nur eine einzige deutsche Ausgabe im 16. Jahrhundert — 1534, in der Übersetzung des „Novus Orbis“ —, während der fabulierende Montevilla als Volksbuch in die weitesten Kreise drang.

Als Volksbuch ging neben dem Montevilla mit seinen „Katajern“ der Lucidarius mit seinen antiken „Seres“ einher. Aber auch die Humanisten stellten in ihren weltkundlichen Sammelwerken nebeneinander, was Antike und Mittelalter über die Seres geschrieben hatten und was Marco Polo und die anderen von Katai berichteten, ohne zu ahnen, daß es sich um dasselbe Land und Volk handelte. So erwähnt Sebastian Münster in seiner *Cosmographie*^a, die 1543 erschien, die Uneinigkeit der Gelehrten über die Frage, wo Katai liege, und fährt dann fort: „Wider diese Männer will ich nicht fechten, dann ich bin so wenig in den Ländern gewesen als sie. Aber als Paulus Venetus anzeigt, der darin gewesen ist, so ligt Cathay über Sericam, das ist, über das Scythen

^a Zu Sebastian Münster vgl. L. Geiger in der *Allg. Deutschen Biographie*. — Zitate nach einer Ausg. von 1578, Ex. d. Berner Stadtbibl.

Landt weiter gegen der Sonnen Auffgang zuo.“ Sebastian Münster gehörte wie Sebastian Franck^a zu jenen Humanisten, die ihr Wissen auch unter das Volk bringen wollten und deshalb deutsch schrieben. Die Macht, die die Antike auf die Geister der Renaissance ausübte, zeigt sich aber hier gerade darin, daß diese Kosmographen alle die merkwürdigen und idealisierenden antiken Schilderungen^b der Seres, die das christliche Mittelalter totgeschwiegen hatte, wieder ans Licht zogen und, während sie Quellen wie „Joanne de Montevilla, S. Brandons Histori unnd dergleichen fahlen“ (Franck, Titel) mit Humanistenstolz verschmähten, solche Fabulisten wie Plinius, Mela, Solinus als Gewährsmänner anerkannten^c. So finden wir in Sebastian Francks Weltbuch, das 1534 erschien, ein kleines Kapitel, das im Teil „Von Europa“ (!) steht, an die Beschreibung der Scythen anschließt und das Wesentlichste vereinigt, was antike Autoren von den Seres zu sagen wußten:

Seres, von dero glaub und pollicey. Seres ist ein Scythisch gegne in Asia, zuo end oder anfang der welt, von der Hauptstatt Seres also genant, da man die kostlich baumwoll unnd seyden von beümen liset und samlet. Daher auch die eynwoner von dem land Seres genant werden. Ein senfftütig sitsam volck undereinander, fliehen anderer menschen gesellschaft und beywonung so gar, das sy anderer völker wahr unnd kauffmanschatz keine wöllen oder zuo jnen lassen. Alleyn so man bey jnen zuolendt, schetzen sy uns jr wahr mit den augen oder zeychen, kauffen aber von uns nicht. Kein huor, Eebrecherin, dieb wirt bey jnen für recht zogen oder erfunden, so höret man auch von keim mordt oder mannschlacht bey jnen, sunder förchten jr gesatz übler dann wir den schaur.

Sy füren ein mässig leben, werden von keiner plag geplagt und angriffen, seind frey von aller sucht, unfall und jamer.

Ein weib, nach dem sy empfangen hat, wirt von niemandt meer begert noch berürt, auch nit so sich reynigt.

Es weyßt diß volck von keynem oppfer.

Nach der gerechtigkeit seind sy all jr eigen Richter, dann gar kein gericht oder Magistrat bei jnen ist, derhalb seind sy der Pestilentz, schaur, hagel und in summa der plagen unnd ruotten Gottes frey, die unserer sünd halben von Gott uns aufgelegt und zuogeschickt werden. Sy sterben nach langwiriger gesundtheyt schier an wee. (F. 43v. f.)

Neben diesen antiken Fabeleien über die Seres, die er wohl zum erstenmal in deutscher Sprache zusammenstellt, bietet uns Sebastian Franck im dritten Teil seines Weltbuchs, der „Von Asia“ handelt, ebenfalls eine kurze Zusammenstellung des neueren Wissens über die Katajer, das hauptsächlich auf Haithon^d zurückgeht und Marco Polo zum Teil ergänzt:

Ein ander Scithische Nation ist in India, Cathaini genant, die sich geduncken alleyn zwey augen zu haben, andere menschen für blind oder eyneüig gegen jnen achtende, ein klein volck von person, kleiner augen, alzeit bartloß, die betten die Sunn und bildwerck an, haben mancherley Superstition und aberglauben, aber kein gschriben gsatz, seind fübündige künstliche werckleüt, ein forchtsam volck, das mehr mit listen dann mit

^a Zu Sebastian Franck vgl. ebenfalls die Allg. Deutsche Biographie. — Zitate nach der Ausg. von 1534, Ex. d. Berner Stadtbibl.

^b Antike Idealisierung der Seres: vgl. oben, Anmerkung c, S. 9.

^c Francks Gewährsmänner: unter den „Authores in disem werck citiert und angezogen“, deren er gegen sechzig nennt, Rückseite des Titelblattes.

^d Haithon, „de Tartaris liber“, bes. sein 1. Kap.; vgl. Yule, Cathay. — Haithons Buch erschien wohl in Michael Herrs Übersetzung des „Novus Orbis“, 1534, zum erstenmal auf deutsch.

stercke kriegt. Mit dem bogen, geschütz und schädlichen pfeilen seind sy über alle. Ir münzt ist papyrin, viereckecht, darauff des künigs bildung getruckt, welche, so sy bofel und alt werden, wechßlen sys ab in des künigs münzt, sunst ist jr haußrath von silber und gold kostlich, haben auch ander metall, aber wenig öl. (F. 195r.)

Aus einem besonderen Kapitel „Christen under der gehorsame des großen Cans von Cathey“ fügen wir noch folgende Angaben hinzu:

(Sie) schreiben hindersich nach Armenischem oder Jüdischem Sitten, tragen schuoch, nit von läder, aber von seyden, darauff vil Edelgesteyn gefasset, essen auff tafeln wie wir, nitt auff der erden wie die Heyden. (Ib.)

Es ist beachtenswert, daß Franck hier die Katajer und Tataren mit dem Christentum verknüpft, wie er andererseits seinem ganzen Weltbuch die Psalmenverse als Motto voranstellt: „Kumt her und schauwit die werck der Herren, der so wunderbarlich ist, über die menschen kinder!“ Er denkt und schreibt hier im Geiste seiner Zeit. Auch Münster^a christianisiert die Tataren, und wir müssen wohl wieder an eine Verquickung mit den legendären Berichten über den Erzpriester Johannes denken; wenn wir hier von Dschingis Kân lesen: „der hat abgethan den Dienst, so sie leisteten den bösen Geystern, und geboth, das sein Volck ehret den einigen unnd waren Gott“ — allerdings sollen dann Kublais Nachkommen vom christlichen Glauben wieder abgefallen sein. Münsters Cosmographie, die einen viel größeren Erfolg hatte als Francks Weltbuch^b — auf der Preußischen Staatsbibliothek allein sind bis 1598 fünfzehn Ausgaben vertreten —, enthält ebenfalls ein Kapitel über die Seres, das sich mit Francks ziemlich genau deckt, und ein längeres über die Tataren und Katajer, das im wesentlichen einen Auszug aus dem lateinischen Marco Polo bietet. Münster behandelt seinen Stoff kritischer als Franck — er bemerkt z. B. die Widersprüche in den alten Angaben über die Seidenzucht —, würzt aber sein Buch auch gern mit den hergebrachten Fabeln und Fabelwesen; sein Auszug aus Marco Polo ist eine Sammlung von Kuriositäten, und den Leser, der mehr von der Pracht und Herrlichkeit des Groß-Kân wissen will, verweist er auf „Paulum Venetum im Andern Buoch seiner Reisz, die er in Indiam gethan hat, do wirt er Wunder finden“.

Sebastian Münster knüpft hier an die Herrlichkeit des Groß-Kân an. Ein vereinzelt Zeugnis deutscher Dichtung läßt uns vermuten, daß diese gewaltige Herrschergestalt tatsächlich einigermaßen volkstümlich war. Das Zeugnis ist ein „Weinsegen“^c, der dem Rosenplüt zugeschrieben wird:

Nu gesegen dich got, du edele leibsalb!
Du ertzneyest mich allenthalb,
Wann du bist ein gesunter syropel.
Der keyser von Constantinopel
Vnd der grosz kaen von Kathey

^a Münster. Tataren: 5. Buch, Kap. 63. — Seres: ib. Kap. 62. — Katai: ib. Kap. 91—93.

^b Francks Weltbuch erlebte 4 Ausgaben, die letzte 1567 bei Feyerabend mit einer Fortsetzung, nach Max Böhme, Die großen Reisesammlungen des 16. Jahrhunderts und ihre Bedeutung, Diss. Leipzig 1904, 100.

^c Weinsegen: in Altdeutsche Blätter, hsg. v. Moriz Haupt und Heinrich Hoffmann, 1. Bd., Leipzig 1836, 405 (u. 414 Anm.). Auch diesen Hinweis verdanke ich einer persönlichen Mitteilung Samuel Singers.

Vnd briester Johann, die reichen drey,
Die mochten dein edel nicht vergelten:
Solt ich dich dann dorumb schelten?...

Diese vereinzelte kleine Frucht der mittelalterlichen Chinaberichte im Garten der deutschen Dichtung verdanken wir wohl eher Montevilla als Marco Polo. Sonst finden wir den Namen Katai nur noch erwähnt in einer Novelle Boccaccios^a, dessen „Dekamerone“ schon im 15. Jahrhundert mehrmals in deutscher Sprache erschien. Das Land und das Volk von Katai spielte aber im volkstümlichen Weltbild sicher nur eine kleine Rolle, trotz Montevilla und „Weltbüchern“.

So suchen wir bei Hans Sachs^b, dem „dichterischen“ Spiegel des volkstümlichen Weltbilds seiner Zeit, dessen unermüdlicher Poetengeist alles auf den Leisten nahm, woraus sich Verse schustern ließen, vergeblich nach einem Titel, der zu den Katajern weist, und seine Büchersammlung scheint keinen der China-Berichte, ja nicht einmal den Montevilla, enthalten zu haben. Und wie im Volksbuch vom großen Alexander, so waren in Hans Sachs' Alexander-„Tragödie“ auch die Seres verschwunden^c.

Das legendäre Wissen um die Seres, wie es die Alten besaßen und die Humanisten wieder ausgruben, die Kunde von den Katajern, die Marco Polo und seine Nachfolger brachten, waren zu weiterer „dichterischer“ Verwertung im Zeitalter der Renaissance und der Reformation nicht geeignet. Das altbeliebte Wunderbare, das sich darin fand, hatte Montevilla ausgeschöpft und ging seinen Weg als Volksbuch. Andere Ansprüche, die die Zeitdichtung an ihre Stoffe stellte, konnten diese Beschreibung des Fernen Osten nicht erfüllen. Sie entbehrten der heldenhaften und erotischen Abenteuer, sie entbehrten vor allem der lehrreichen Geschichtchen und der großen Geschichte, die zu Sprüchen mit einer Moral, zu politischer oder gar religiöser Dichtung Anlaß gegeben hätten. Überdies war Marco Polos sachlicher Bericht von Katai vereinsamt; die unvorbereiteten Geister seiner Zeitgenossen hatten sich gesträubt, die Kunde dieser fremden Wirklichkeit aufzunehmen, und jetzt, da Europa durch die Auswirkungen der Renaissance reif geworden war zu solchen Wirklichkeitsberichten, waren sie verstummt, weil der Weg nach dem gemeldeten Katai seit anderthalb Jahrhunderten wieder verschüttet war.

^a Boccaccio: 93. Novelle des Dekamerone (Mitridanes und Nathan). Auch Bojardo nennt Katai im Orlando innamorato; zu beiden vgl. Yule, Cathay I, 173. Deutschland kannte damals aber nur Boccaccio.

^b Hans Sachs: Ausg. v. A. v. Keller u. E. Goetze. Goedecke, Büchersammlung des H. S., in Archiv f. Lit.-Gesch., hsg. v. F. Schnorr v. Carolstfeld, VII, 1 ff. (1878). Danach besaß H. S. an kosmograph. und Reisewerken: Francks Weltbuch, „Ludowickus vartemanns“ (Barthema, berühmte abenteuerliche Indienfahrt), Schiltperger und St. Brandan.

^c Das buoch der geschicht des großen alexanders, des Eusebii, übers. v. Joh. Hartlieb, hsg. v. Rich. Benz, Jena 1924. Wo wir den Einsatz des Landes Seres oder auch Katai erwarten dürften, finden wir hier verallgemeinernde Begriffe wie „alles Indiam . . . und alles Orient“ (197/8) oder bei Hans Sachs (13. Bd.) „Persia und gantz India, / In summa das gantz Asia“ (477, Z. 25 f.), „Indiam und gantz Orient“ (487, Z. 2, ähnlich 515, Z. 25 f.).